



No. 51  
21. Dezember 1929

Sonntagsblatt der Basellandschaftlichen Zeitung — Tagblatt von Baselland

Druck und Verlag  
Lüdin & Co. N.-O. Liestal

## Weihnacht.

O du Zeit der Liebesfülle!  
O du Nacht der heiligen Stille.  
Wenn der frühe Abend dunkelt,  
wie's in jedem Haus erkunzelt!

Stichtlein über Lichtlein glimmen,  
lieblich innige Kinderstimmen  
künden neu uralte Kunde  
nächstens aus der Engel Munde:

Heilandskinderlein kam zur Erden,  
Friede soll den Menschen werden!  
Lieder jubeln, Lichtlein scheinen,  
überfelig sind die Kleinen.

Augen, lang vertrocknet, tauen,  
und dem rückgewandten Schauen  
strahlt am Kinderhimmel, fern,  
groß und schön, der Wunderstern.

A. F. H. H.

## Mondmärchen.

Klein Hänschen liegt im Bettchen da —  
das selige Weihnachtsfest ist nah —  
da kommt der Mond und schaut herein;  
er sieht das liebe Schläferlein  
und überstrahlt ihm das Gesicht  
mit seinem milden goldnen Licht.

Davon wird Hänschen nicht geweckt,  
nur leis durch einen Traum geneckt:  
Vom Himmel stieg der Mond herab,  
spaziert im Städtchen auf und ab  
und streut im Gehen kreuz und quer  
Goldstücke funkelneu und schwer.

Ein goldnes Wunder! Hänschen traut  
den Augen kaum, als er's erschaut.  
Zum Bettchen springt er flugs hinaus,  
hinab die Stiege vor das Haus:  
Da liegen Gulden Stück an Stück —  
Der Mond ging fort zum guten Glück!

Da bückt sich gleich das Hänschen klein  
und streicht ein Häuflein Goldes ein  
und hüpfet und singt im Jubelton,  
und in Gedanken kauft er schon,  
was er zum heil'gen Christ begehrt:  
Walfassten, Trommel, Schaufelpferd.

Und wieder bückt er sich und denkt,  
was er dem kleinen Mäuschen schenkt:  
Ein Puppenkind gar schön und brav,  
das seine Augen schließt zum Schlaf,  
ein Wäglein, ein Bett dazu,  
und Puppenkleider, Strümpf und Schuh.

Die dritte Handvoll sackt er ein  
und denkt ans liebe Mütterlein.  
Wie's kümmern und sich plagen muß;  
nun kriegt es Geld im Überfluß!  
Zum Voraus sieht er schon und lacht,  
was es für große Augen macht!

Auch kriegt es einen Blumenstock,  
Pantoffeln, einen roten Rock,  
ein weiches Fell, ein buntes Band,  
ein goldig Ringlein an die Hand —  
Und Hänschens Lust am Golde wächst,  
je mehr er in die Taschen hext.

Der Vater kriegt . . . da hält er ein,  
es muß etwas nicht richtig sein:  
Die Taschen fühlen leer sich an,  
als hätt' er nichts hmeingetan.  
Er staunt und rafft und schafft wie toll,  
die Taschen werden doch nicht voll.

Da steht er, beide Fäustchen gräbt  
er ins Gesicht, und kläglich hebt  
er an zu weinen und erwacht —  
und liegt im Bett wie jede Nacht.  
Und sieht den Mond am Himmel stehn;  
der tut, als wäre nichts geschehn.

A. F. H. H.

### Fröhliches Fest.

Von Charles Dickens.

Weihnacht! — Der muß wahrlich ein Menschenhasser sein, in dessen Brust durch die Wiederkehr des Weihnachtsfestes kein frohes Gefühl, in dessen Seele durch sie keine anmutende Erinnerung geweckt wird. Es gibt Leute, die auch sagen werden, Weihnacht wäre nicht mehr für sie, was es vormals gewesen — bei jedem neuen Christfeste hätten sie sich um eine teure Hoffnung, eine schöne Aussicht ärmer als das Jahr zuvor gefunden, und das neueste erinnere sie nur an ihre verschlimmerte Lage, ihr vermindertes Einkommen . . . Hinweg mit so trübseligen Gedanken! — wie wohl jeder sie in sich hervorgerufen kann jeden Tag im Jahre, der einige Dezzennien die Welt gesehen. Erwählt nicht den frohesten der 365 zu euren schmerzlichen Rück Erinnerungen, sondern rückt euren Stuhl näher an das prasselnde Feuer — füllt die Gläser und stimmt den Rundgesang an — und ist euer Zimmer kleiner, als es vor einem Duzend Jahren war, und ist euer Glas mit dampfendem Punsch statt mit funkelndem Wein gefüllt, so nehmt die böse Zeit auch für gut, leert es flugs, jodelt euer altes Lieblingslied und dankt Gott, daß es nicht noch schlimmer mit euch steht. Schaut nur die fröhlichen Gesichter eurer am Ramin versammelten Kinder. Vielleicht ist ein kleiner Stuhl leer — fehlt ein liebes kleines Haupt, dessen Anblick des Vaters Herz erfreute und der Mutter Stolz erweckte. Laßt das Vergangene hinter euch . . . Gedenkt der Segnungen, deren ihr euch jetzt erfreut — deren viele einem jeglichen zu teil werden — nicht eurer vergangenen trüben Schicksale, deren mancherlei einen jeden treffen. Füllt euer Glas abermals mit fröhlichen Mienen und einem zufriedenen Herzen. Wir bürgen euch mit unserm Leben dafür, euer Weihnachtsfest werde ein glückliches sein.

### Was England die Weihnachten kostet.

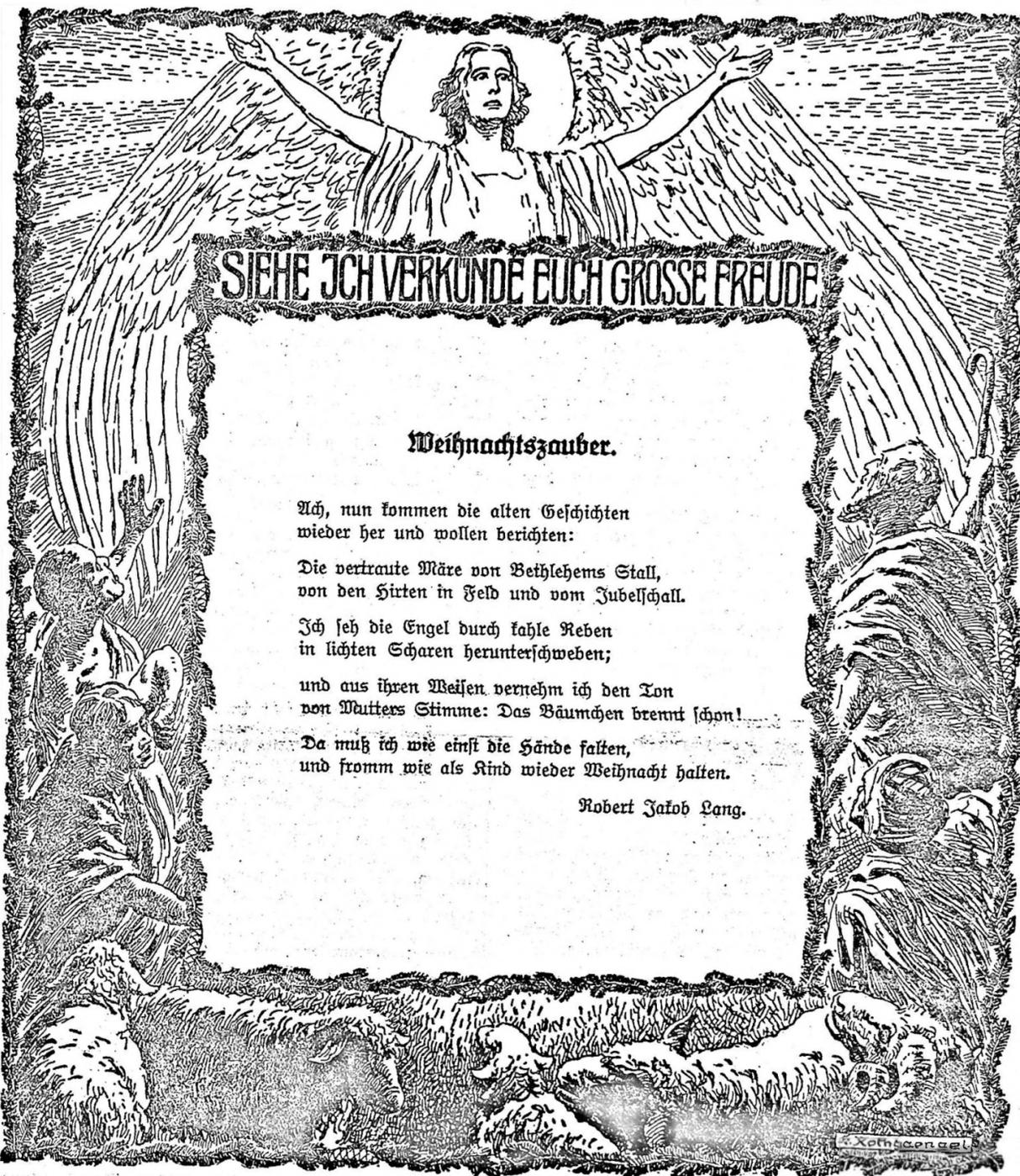
Ein englisches Blatt hat einen Überschlag über die Kosten von Weihnachten angestellt und kommt auf die Schlusssumme von 750 Millionen Franken, eine Summe, die einer Ladung entspricht, die 2000 starke Männer kaum tragen und 100 Pferde kaum ziehen könnten. Der englische Weihnachtspudding allein kostet wenigstens eine Million, denn es werden an 10,000 Tonnen von dieser süßen Speise hergestellt. Man braucht dazu außer dem Mehl 1200 Tonnen Korinthen, 40 Millionen Eier und 140,000 Gallonen Milch. In Truthähnen, dem britischen National-Weihnachtsbraten, werden 2 Millionen verzehrt, und dazu kommen nicht weniger als 15,000 Tonnen Kaffeebohnen. Die Fasanen und andere Vögel, die auf dem Weihnachtsmahl prangen, werden mit einem Kaufpreis von 100,000 Pfund Sterling beziffert, und mit dem Schweinefleisch sowie den Gemüsen und sonstigen Lederbissen zählt das Weihnachtsmahl 7 Millionen. Rechnet man nur den bescheidenen Durchschnitt von 2 Schilling für die Festmahlszeiten, die dem weihnachtlichen Hauptmahl folgen, so ergibt sich eine Summe von 12 Millionen und da der Engländer auch trinken will, so rechnet man für die Weihnachtsgetränke 2 Millionen, Nüsse und Mandeln, Süßfrüchte und anderes Obst verschlingen wenigstens eine Million, und ebensoviel ist für Rauchwaren zu rechnen. Dazu kommen noch die 10 Millionen Knallbonbons, 30,000 Ladungen von Mistelzweigen, 100 Millionen Weihnachtskarten und alles andere, wodurch das Fest verschönt wird. Die Anschaffung all dieser Dinge läßt sich nicht unter 5 Millionen bestreiten. Nimmt man schließlich hinzu die Wohltätigkeitspenden, die Reisekosten und noch anderes, so ist die Summe von 30 Millionen Pfund Sterling, die England ein Christfest kostet, gewiß nicht zu hoch gegriffen.

### Herodes.

Herodes läßt sich zum Namensfeste  
Aus Nah und Fern die stolzesten Gäste;  
Gelaß für hundert Gewalttätige hat  
Die hochgebaute Davidsstadt.  
Das zieht in prächtigen Särfen herauf,  
Das sprengt in geschmückter Kasse Lauf,  
Der Saumtiere wimmelndes Heer  
Klimmt ihnen nach, geschenkschwer . . .  
Vorm Tore am Wege in langem Gedränge  
Staut sich staunend die murmelnde Menge.  
Das hat sonst nimmer zum Schauen Zeit  
Vor lauter Geschäft und Geschäftigkeit,  
Nicht gönnt ihnen Ruhe, nicht gönnt ihnen Raft  
Des kleinen Tages Not und Haß,  
Die Jagd nach dem täglichen Bissen Brotes . . .  
Doch heute feiert sein Fest Herodes!  
Da heißt es die Großen der Erde sehn  
Und Stunden im Staube des Weges stehn,  
Art und Amboss bleiben bei Seite  
Und die Neugier gibt dem Brunn das Geleite.  
„Da, schau! den Sultan auf seinen Kamelen,  
Der kann seine Weiber und Schätze nicht zählen.  
„Da, schau! von Sidon und Tyrus die Fürsten,  
Die schlürfen Purpur, so oft sie dürsten . . .  
„Der Schwarze dort ist Herrscher von Saba,  
Betet zum schwarzen Stein, zur Kaaba . . .  
„Das Goldhaar dort aus Mitternacht  
Hat wilder Jäger zahllose Macht . . .  
„Und der da: König von Morgenland!  
„Und den: hat der römische Kaiser gesandt!  
„Und die . . . und die . . .“ Nun geht es zu Ende,  
Befriedigt schweigen Zungen und Hände.  
Vom Stadttor kommen Zweie daher,  
Das Volk ist verlaufen, der Weg ist leer.  
Ungelesen und ohne Gruß  
Geht es hinab, der Greis zu Fuß  
Blickt stumm ins wachsende Abendgrau,  
Der Esel trägt eine schwangere Frau,  
Der Esel trägt eine keimende Welt  
Hinaus, hinab ins dämmernde Feld . . .

Es strahlt die Stadt im Lichterglänze,  
Herodes prahlt in seinem Palaste,  
Der fürstlichen Gäste bunter Troß  
Durchwogt mit Lärmen das Königschloß.  
Auf hohen Altanen die Becher treifen,  
Den großen König Herodes zu preisen,  
Es flirrt das gleichende Lob seiner Pracht,  
Die Fackeln lodern . . . Ringsum ist Nacht.  
Da — flammt es auf im finstern Tal,  
Vom Himmel hoch ein leuchtendes Mal,  
Vom Himmel steigen Sterne herab  
Und strömen Licht in der Erde Grab.  
„Der Himmel selber festlich erstrahlt  
„Zu meiner Ehre!“ Herodes prahlt:  
„Es kündet der alles wissende Stern!  
„In mir der Menschen errettenden Herrn!  
„Und meines Geistes göttliches Zeichen  
„Soll fürder gelten in allen Reichen!“  
„Woh geht hinaus aus dem jubelnden Kreise?  
Drei Gäste, gekommen in weiter Reise:  
Der Blonde von Norden — von Ophirs Strand  
Der Mohr, und der König von Morgenland.  
„Wollt ihr von meinem Feste scheiden?  
„Wagt ihr es, mir die Ehre zu neiden?“  
„Wir kamen, den Heiland der Menschen zu grüßen,  
„Ihm unsre Schätze zu legen zu Füßen!  
„Dort wo der Stern auf der Erde ruht,  
„Ist heute geboren das göttliche Blut,  
„Der Stern steht nicht ob deinem Schloß,  
„Du bist nicht der wahre Gottesproph!“  
Sie ziehen hinaus in die dunkle Nacht  
Zum Stalle, den der Stern bewacht.  
„Auf! Ihnen nach! Auf!“ kreischt Herodes:  
„Und habt ihr ihn, sei er des Todes!“  
Ob Städten und Dörfern, ob Berg und Tal  
Steht schreiend der Kinder und Mütter Dual.  
In Morgenrauh und Morgenwind  
Trägt der Esel ein heilig Kind,  
Vertrieben aus dem heimischen Haus  
Zieht in die Fremde das Licht hinaus.

Ed. von Mayer.



## SIEHE ICH VERKÜNDE EUCH GROSSE FREUDE

### Weihnachtszauber.

Ah, nun kommen die alten Geschichten wieder her und wollen berichten:

Die vertraute Märe von Bethlehems Stall, von den Hirten in Feld und vom Jubelschall.

Ich seh die Engel durch kahle Nebel in lichten Scharen herunterschweben;

und aus ihren Weisen vernehm ich den Ton von Malters Stimme: Das Bäumchen brennt schon!

Da muß ich wie einst die Hände falten, und fromm wie als Kind wieder Weihnacht halten.

Robert Jakob Lang.

### Alter Weihnachtsbrauch.

Im Baselbiet gingen früher, d. h., als wir vor 30 Jahren noch Kinder waren, um die Weihnachtszeit die Ränzlinge um. Vielfach besteht dieser Brauch noch. Früher ging es dabei etwas „gröber“ zu.

Im „Schweizerboten“ vom 1. Februar 1827, der uns dieser Tage zu Gesicht kam, lasen wir darüber: „Im Baselbiet herrscht die höchst gottvergessene Gewohnheit, daß erwachsene Buben oder sogar junge Knaben am Abend vor Weihnachten schändlich mastiert mit Trinkeln auf den Gassen und in den Häusern als sogenannte Ränzlinge umherzuschwärmen und einen unverantwortlichen Lärm verursachen, um die kleinen

Kinder in Furcht zu jagen. Mancher Vater und manche Mutter statt ihre Kinder bei begangenen Bosheiten mit der Rute zu züchtigen, bedienen sich lange vor Weihnachten des Ausdrucks: „Wart, wenn du nicht folgst, so muß dich der Ränzlinger nehmen!“ Um die zitternden Kinder hinter dem Ofen oder hinter dem Tisch oder sogar unter dem Bett hervorzuholen, wo sie sich versteckt haben, wirft der Ränzlinger Nüsse in die Stube, und wenn die Kinder hervorkommen, um sie zu nehmen, packt er sie und will sie hinaus schleppen. Da hebt ein Jammergeschrei an. Schon manches Kind hat aus Furcht das fallende Weh bekommen!“



## Weihnachtsgeist.

In dem Friedensruf liegt die ganze Fülle des unendlich tiefen, heiligen Weihnachtsgedankens. Die Sehnsucht nach Frieden, nach Glück, nach Erlösung — nenne man das Ziel so oder anders — ist ein Zug, der in jeder Menschenbrust lebendig ist. Der unerklärliche Drang mag durch materielles Wohlergehen auf längere Zeit gedämpft oder durch flüchtige Freuden vorübergehend verwischt werden, ausgelöscht wird er nicht. Und in unseren Tagen, in einer Zeit der Zerfetzung und Umwertung aller Werte ist die Sehnsucht nach der Harmonie mit dem Unendlichen stärker denn je.

Bald sind zwei Jahrtausende vorüber, seit der göttliche Friedensruf an die Menschheit ergangen ist. Noch harret er der Erfüllung. Blutige Schlachten entscheiden heute noch über die Gesichte der Nationen wie ehemals, Feuer und Schwert treffen immer wieder die Unschuld; ein Orkan von Schmerz zieht über Schlachtfelder und Kampfplätze, und — der „letzte heilige Krieg“ ist noch nicht geschlagen.“

Und wo der Kampf nicht mit der Gewalt künstlicher Waffen und physischer Kraft geführt wird, da entbrennt er allenthalben auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete mit den Waffen der Konkurrenz, der Korruption und gegenseitiger Verhöhnung. Es scheint gerade in unsern Tagen, als ob sich die Menschheit in zwei große, unversöhnliche Heerlager trennen wolle, deren letzter, endgültiger Kampf erst die Zukunft sehen werde. Keiner bleibt ganz unberührt von der mächtigen sozialen Flutwelle, die wie eine Sturmflut an unsern gegenwärtigen Gesellschaftskörper schlägt. Die Kirche, die seit Jahrhunderten wie auf Felsen gegründet stand und deren Führer und Träger als unantastbare Autoritäten eine gewaltige geistige Macht verkörperten, die weltlichen Fürsten und Regierungen, die auf unüberwindliche militärische Kräfte ihr Regiment bauten und die Großen und Reichen dieser Welt, die sich in Besitz und Ansehen so sicher fühlten, sie alle fangen an, mit der großen Bewegung unserer Tage zu rechnen und ihr Konzessionen zu machen. Besitz, Erziehung, körperliche und geistige Anlagen bestimmen jeden unter uns, auf die eine oder andere Seite zu neigen; auch der geistig Träge wird aus seinem stumpfen Indifferentismus durch die Macht der Verhältnisse zur stillen oder lauten Parteinarbeit aufgerüttelt und damit in den Kampf hineingezogen. Beim ersten Nachdenken über solche Erscheinungen — und dazu sind die kirchlichen und vaterländischen Festtage da — scheint der Weihnachtsruf sich in ein leeres Phantasiegebilde aufzulösen, in einen schönen Wortklang,

der uns wohlthuend berührt, aber dessen Inhalt wir ins Reich der Utopien versetzen.

Wie verhält es sich mit dem Frieden, mit der Ruhe in der Seele jedes Einzelnen? Die Zahl derer, die mit dem deutschen Dichterkönig rufen: Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust! ist groß, unendlich groß. Überall ein Drängen und Sehnen nach Neuem und damit vermehrte Unruhe und Hast und im Gefolge ein empfindlicher, dem Denkenden immer bewußter werdender Mangel an Befriedigung und Frieden, an wahren Glück.

Die Sehnsucht nach einem neuen Menschheitsideal ist eine Folge dieser Zustände. Zur Verwirklichung eines solchen brauchen wir aber eine starke regenerierende Kraft, eine Kraft, die aus dem Urquell aller Kräfte strömt.

Die am nachhaltigsten und am segensreichsten wirkenden Kräfte sind von jeher aus dem Christentum hervorgegangen, nicht aus dessen äußern Formen, sondern aus dessen Geist. Die Formen sind je nach den Zeitverhältnissen und dem Bildungsgrad der Völker dem Wechsel unterworfen, der Geist bleibt als eine Macht der Wahrheit, der Vernunft und der Liebe.

Es scheint, daß sich allmählich mitten im Wirrwarr der Meinungen dieser Geist Bahn zu brechen beginnt; sein Siegeszug ist auch die einzige Zuversicht, die uns den Glauben an den endlichen Sieg des Guten, an den Frieden auf Erden, festzuhalten vermag.

Wenn solche Kräfte, aus festgeprägten Persönlichkeiten fließend, wieder mehr und vielseitiger zu wirken beginnen, so muß mit der Zeit, wenn auch sehr langsam, eine Gesundung aller Verhältnisse angebahnt werden.

Der stete Appell an das bessere Innere in jedem Einzelnen oder in jeder Gesellschaftsgruppe wird auch weit eher zum Ziele, zum Frieden auf Erden führen, als Klassenverhöhnung und Korruption aller Art, die am Ende den Untergang vieler bedeuten.

Die Zukunft mag sich so oder anders gestalten, sicher ist, daß es keinen Rückschritt gibt. Einzelne Völker mögen wohl Verfinsterungen oder gar den Untergang erleiden, die Menschheit als solche ringt sich durch zu dem Ziele, das ihr durch den Träger des göttlichen Geistes, dessen Fest die Christenheit begehrt, gesteckt worden ist, zu dem Frieden auf Erden.

## Wie alt sind die Weihnachtsgeschenke.

Um die Zeit, da wir Weihnachten feiern, hatten schon die Römer mehrere sehr frohe festliche Tage. Sie feierten vom 17. bis zum 24. Dezember ihre Saturnalien, und am 25. Dezember das Geburtsfest der Sonne. Jene begingen sie zur Ehre ihres Feldgottes, des Saturns, dieses aber zur Ehre der Sonne. Ihrem Schutzgott zu Ehren erleuchteten die Römer mehr als sonst ihre Zimmer und zündeten besonders viel Wachskerzen an. Sie stellten prächtige Gastmähler auf, schickten einander, besonders die Reichen an die Armen, allerlei Geschenke, Dienstboten und Sklaven wurden freundlicher behandelt, von der Arbeit befreit, und von ihrem Herrn

bewirtet und beschenkt. Auch gab es einen öffentlichen Jahrmarkt, wo hauptsächlich Badewerk, Spielzeug, Puppen, Bilder usw. und namentlich viele Wachsstöcke zum Beschenken gekauft wurden. Die Einführung der christlichen Religion gab nun freilich den religiösen Vorstellungen eine edlere Richtung. Aber warum sollten die Christen nicht den alten Gebrauch eines fröhlichen Festes beibehalten? Sie erinnerten sich daher des Geburtsfestes Christi, der zu dieser Zeit geboren wurde, wo sie vordem ein anderes Fest zu feiern, das des Sonnengottes, gewöhnt waren. Die jetzige Sitte, am Weihnachtsabend Süßigkeiten zu genießen, rührt aus dieser Zeit her.

# Armeleute Weihnacht.

Eine Erinnerung von Frau W. S.

Ein kleines Bergdorf fern ab von der Welt war meine Heimat. Zu Füßen hoher Berge und schroffer Felszaden liegen ist es heute zum Anziehungspunkt der Fremden geworden, zu jener Zeit war's für die besitzlose Bevölkerung ein ammertal. Mittelstand gab's nicht. Die Bewohner von damals setzten sich zusammen aus reichen Bauern und armen agiöhrerfamilien, die allesamt von den ersten abhängig waren. Familienväter arbeiteten bei den Bauern während des Sommers bei einer Arbeitszeit von morgens 3 bis abends 1 Uhr um 1 Fr. 50, Frauen um 80 bis 80 Rappen. Das nur

ei schönem Wetter und eine kurze Zeit während des Winters zum Holzfallen. Da herrschte bei kinderreichen Familien und alten Leuten oft die größte Not. Diesen traurigen Verhältnissen ist es zuzuschreiben, daß in jenen Jahren hunderte von Jungen, Widerstandsfähigen in Not und Entbehrungen erlärten Kräfte, die Heimat an der jedes mit Leib und Seele hing, verlassen mußten und nach Amerika auswanderten. Da gab es Abschiedsszenen, daß oft Steine sich hätten erbarmen sollen.

Daß unter solchen Verhältnissen des Jahres Festlichkeiten an diesen Geplagten still vorübergingen, wird man gerne glauben. Sogar Weihnachten! Wohlwirkte dieses Wort wie ein Zauber auf uns Kinder ein, wir wußten, daß das Wienachtshindli auf der Erde wandelte, und die Fantasie malte uns dessen Persönlichkeit als wirklich überirdisch, wunderbar schön aus. Die stille Christnacht, die sich auf das verschneite Dorf hernieder senkte, der tiefdunkle Sternensatzte Nachthimmel und der Mond, der über all der weißen Pracht sein magisches Licht ausbreitete, mag viel zur Weihe beigetragen haben. Von

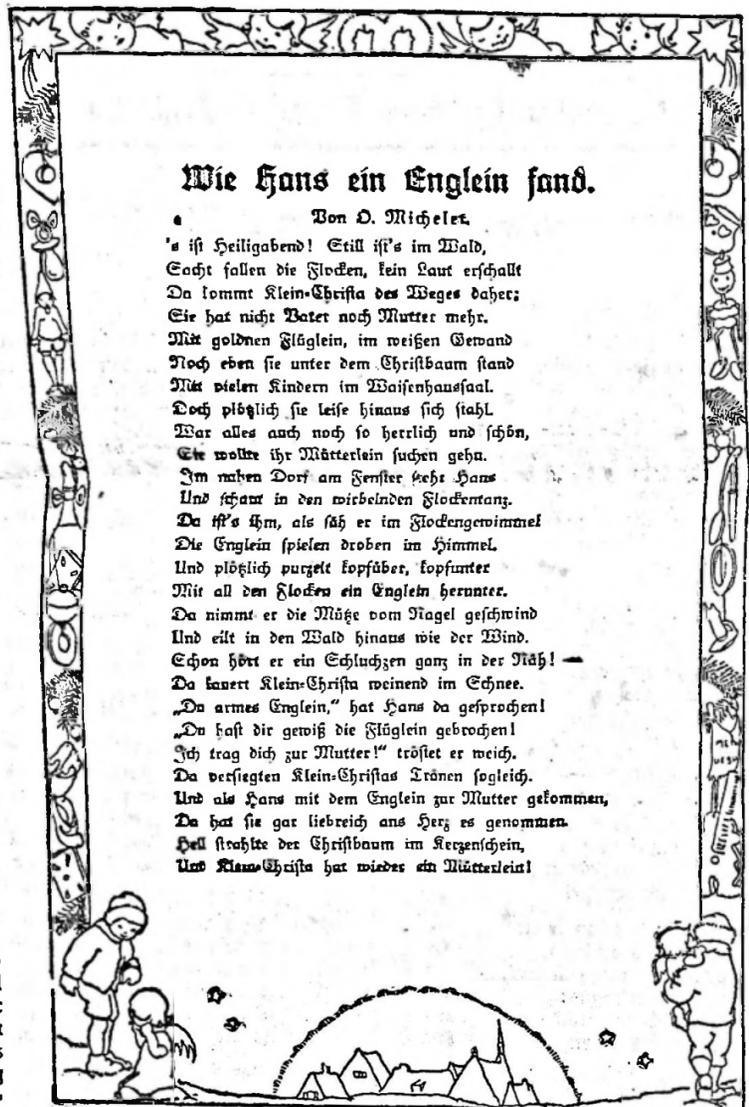
Christbäumen wußte man nichts und so fiel alle Erwartung auf das Erscheinen des Weihnachts-Kindli.

Da war es denn Sitte, daß dasselbe bei seiner Ankunft alles blitzauber zutreffen sollte, die sprichwörtliche Sauberkeit war damals und ist heute noch der Ruhm jenes Tales, an dieser Tugend hatte auch die Armut damals nichts geändert. Der Christtag, von dem ich erzählen will, fiel in das Jahr 1877, und war ein bitter kalter Winter mit haushohem Schnee. Trotz Eis und Eiszapfen war schon am frühen Morgen ein Betrieb um den Brunnen, als ob Märkt war. Aus allen

Kammern wanderte, was nicht niel- und nagelst war heraus, wo Dedeln und Pfannen, Keilen und Beck mit Asche der nötige Glanz beigebracht wurde. Nachdem ich meinen Reichtum glänzend an Ort und Stelle gebracht hatte, flogen meine Blicke prüfend über alles hinweg, um am Schwarzwälder Zyt hängen zu bleiben. Das ist eigentlich noch gar nie drangekommen, dachte ich, und weil die Großmutter, die diesem Gegenstand immer die größte Aufmerksamkeit widmete, gar nicht da war, stieg ich kurz entschlossen auf einen Stuhl und hängte die gute Alte ab der Wand, um an ihr beim Brunnen das,

nach meiner Überzeugung veräumte nachzuholen. Zuerst kam der Plamper, dann das Zifferblatt daran, mit Asche geriebelt, schön und deutlich hoben sich die schwarzen römischen Zahlen ab vom merkwürdig weißen Grund, Vögel und Blüemli hatten hämlich nicht Stand gehalten. Nun kam die innere Einrichtung daran, und was der bartlose Blaschenpußer nicht fertig brachte, besorgte der Strahl aus der Röhre, zu dessen Zweck ich beide Türkl offen hielt. Tropfend hing sie nun wieder an ihrem Platz, aber alle angewandten Mittel, sie in Gang zu bringen, verlagten. Mittlerweile war Großmutter in die Stube getreten, und ihr scharfer Blick entdeckte den Stillstand. Warum steit s'Zyt! Was ist da gänge! Immer noch war ich überzeugt, notwendige Arbeit geleistet zu haben, und wichtig erzählte ich vom angewandten Fleiß. Aber, da kam ich schon an!

Einen Moment lang war die Weihnachtsstimmung aus Stübli und Herz gewichen, aber bald muß es Großmutter doch leid getan haben. Die Weihnachtsstimmung wird wohl die bevorstehende bitterföhliche Reparaturrechnung ausgelöscht haben! Beim versöhnlichen Klang ihrer Stimme, stunden meine erschreden Hoffnungsgeisterlein, die sich in alle Ecken verflochten hatten wieder auf, und gerade wie draußen, nach Sturm und Regen, die Sonne wieder warm und golden scheint, war auch im Stübli das Ungewitter vorüber gegangen, und herrliche Hoffnung füllte es aus bis in die hinterste Ecke. Nun kam auch Müeti heim zum Festnachten, das jeden Christabend gäng und gäbe war und bei uns als großartig galt: Über dünn geschnittenes Brot wurde köchende Milch gegossen. Wer hätte da nicht schmunzeln wollen, wenn man es so gut hatte!



## Wie Hans ein Englein fand.

Von D. Micheler.

's ist Heiligabend! Still ist's im Wald,  
Sucht sollen die Hocken, kein Laut erschallt  
Da kommt Klein-Christa des Weges daher;  
Sie hat nicht Vater noch Mutter mehr.  
Mit goldenen Glöcklein, im weißen Gewand  
Noch eben sie unter dem Christbaum stand  
Mit vielen Kindern im Waisenhausfaal.  
Doch plötzlich sie leise hinaus sich stahl.  
War alles auch noch so herzlich und schön,  
Sie wollte ihr Mütterlein suchen gehn.  
Im nahen Dorf am Fenster steht Hans  
Und schaut in den wirbelnden Glockentanz.  
Da ist's ihm, als sah er im Glockengeräusch  
Die Englein spielen droben im Himmel.  
Und plötzlich purzelt kopfüber, kopfstanter  
Mit all den Hocken ein Englein herunter.  
Da nimmt er die Müge vom Nagel geschwind  
Und eilt in den Wald hinaus wie der Wind.  
Schon hört er ein Schluchzen ganz in der Näh!  
Da kaset Klein-Christa weinend im Schnee.  
„Da armes Englein,“ hat Hans da gesprochen!  
„Da hast dir gewiß die Glöcklein gebrochen!  
Ich trag dich zur Mutter!“ tröstet er weich,  
Da versetzten Klein-Christas Tränen sogleich,  
Und als Hans mit dem Englein zur Mutter gekommen,  
Da hat sie gar lieblich ans Herz es genommen.  
Hell strahlte der Christbaum im Kergenschein,  
Und Klein-Christa hat wieder ein Mütterlein!

„Se nun also“, brummte Peter scheinbar abellaunig, ließ das Mädchen stehen und setzte den Weg fort. Das war ihm ausgezeichnet geraten. Und immerzu lachte es in ihm und rief, ich bin es ja gewesen, das Christkind, gelt, aber du hast keine Ahnung ha ha, keine Ahnung, daß das Christkind fünfzigjährig und wie ein alter Hahn aussehen kann. Und es biß und zwickte ihn in den Augenwinkeln und er wischte hurtig eine Träne aus. Dann schritt er durch die Gassen und zählte die Christbäume in den erlehten Fenstern.

Als er seine Kammertüre aufstieß, prallte er schier zurück. Auf dem Wackeltisch stand eine Torte, zwei Kerzen brannten dahinter einträchtiglich und auf einem Kärtchen stand geschrieben:

Ein Weihnachtsgrüßchen von Jungfer Mätkli.



## Jaköble.

Eine Weihnachtsgeschichte von Fritz Droop.

Das Fest der Liebe kam mit leisem Schritt. Ein Zug warmherziger Mildtätigkeit ging wieder durch die Christenheit. Harte Herzen wurden weich beim Anblick des Glends, das der kalte Winter gebracht hatte. Manche Träne der Not wurde gestillt.

Bis zu der morschen Hütte der Witwe Weimert aber reichte der Arm der Liebe nicht und die Not war ständiger Gast in dem kleinen Häuschen am Berge. Was half es der Frau, daß sie bis spät in die Nacht Besen band; der Erlös war ja so gering, und ihre Kräfte schwanden mehr und mehr.

Ein herzzerreißender Anblick war es, wenn die kranke Frau im Winkel des kalten Zimmerchens kauerte, wo sie in den alten Fäden trauerte oder die weißen Kartoffeln schälte, die Ida und Karl aus der Stadt mitbrachten. Weinend hockten die Kleinen an ihrer Seite und rieben sich die roten Händchen an dem dünnen Kleide der Mutter.

Nur Jaköble rührte sich nicht. Wie ein Bild von Stein sah er auf der Bank, ohne Wunsch, ohne Klage, und neben ihm Puschi, ein kleiner, magerer, schwarzer Hund.

Jaköble war ein armer Krüppel. Zwischen den spitzen Schultern des Zwerges sah der dicke Kopf mit dem altflugen, fahlen Gesicht. Düstere Schatten des Leidens lagen auf der blauen Stirn. Dahinter schlummerten gewiß Gedanken, die sonst dem Kindergeiste fremd sind, denn die großen, schwarzen Augen schauten ernst und traurig drein. Sie hatten so gar nichts von dem maienfrischen Glanz der Kinderjahre.

Es heißt, verwachsene Leute seien mißtrauisch und böse; ich glaube nicht, daß das immer wahr ist. Wie aber, wenn die Schuld an uns liegt? An dir und an mir?

Jaköble war alles andere als böse. Nie kam ein häßliches Wort oder eine Klage über seine Lippen. Nur einen Wunsch hatte er: einmal möchte er mit in die Stadt, nur einmal die großen Schaufenster sehen mit den bunten Bleisoldaten und Segelschiffen, mit den Rüstnadeln und Märchenbüchern und Äpfeln und Nüssen von Silber und Gold.

Ida und Karl hatten ihm alles erzählt, — nur einmal möchte er mit.

„Wenn das Schneegestöber vorüber ist. — wenn die Sonne scheint“, hatte die Mutter gesagt. Und Jaköble war es zufrieden.

Tag für Tag hockte die kleine, jämmerliche Gestalt auf dem Bänkehen neben dem Ofen. Er und Puschi. Wenn die Mutter draußen im Walde war und Ida und Karl die Kerzen in den Straßen der Stadt jellboten, wußte Puschi nicht

von seiner Seite. Und Jaköble schlang sein mageres Armchen um das zitternde Tier, während der Wind im Kamin seine schaurigen Lieder sang. Dem Knaben aber war es, als hörte er die Stimmen der Engel in der heiligen Nacht. Und dann blickten die beiden unermüdet nach der Tür, bis die Mutter wiederkam und ihren Hunger stillte. Sie teilten die fargen Bissen miteinander, und Puschi stand sich gut dabei; „christlich geteilt“, dachte der kleine Jakob; er hatte das einmal von andern Kindern gehört.

Eines Morgens aber klatschte Jaköble in die Hände: „Die Sonne scheint! Die Sonne scheint!“

Der große Tag war gekommen.

Ida und Karl faheten die dünnen Arme des Bräuderchens und schleppten es den Hohlweg hinab. Puschi lief hinterdrein. Bald standen sie vor dem ersten großen Schaufenster inmitten einer lustigen Schar von Knaben und Mädchen. War das ein Tuscheln hin und her! Hier stritt man sich um den schwarzen Rüstnadel, dort um den grauen Elefanten, der mit den Ohren wackeln konnte. Ein jeder hatte seinen Wunsch; und wer ihn nicht laut äußerte, der trug ihn wohl heimlich in seiner Brust.

Nur Jaköble nicht. Ob er wohl fühlte, daß das Wünschen für ihn zwecklos sei? Und doch standen sie wohl eine Stunde lang vor all den Herrlichkeiten...

Seine weiße Flocken wirbelten durch die Luft. „Wir müssen gehen!“ mahnte Ida. Und Jaköble murmelte nicht.

Eine graue Wollenmauer hatte sich vor die Sonne geschoben... Nicht fiel der Schnee. Im Hohlweg piff ein scharfer Wind.

Mühsam krochen die Kinder den Berg hinan. Oft mußten sie Jaköble niederlegen, um neue Kraft zu sammeln. Er ließ alles mit sich geschehen. Wenn auch sein Körper vor Kälte bebte kam doch kein Wort des Schmerzes über seine Lippen.

Zu Hause machte die Mutter ein Strohlager zurecht und durchsuchte alle Winkel des Hauses nach Lumpen und Säcken, womit sie den kleinen Jakob verpackte. Von Zeit zu Zeit drang ein leises Stöhnen von dem Lager her. Eine sonderbare Angst beschlich die Mutter... „Wenn er sterben würde...“

Und Jaköble starb. Als die Mutter die kleine Hand ergriff, um von ihrem armen Kinde für immer Abschied zu nehmen, öffnete es noch einmal die weißen Lippen. Die Mutter verstand nicht, was er sagte. Nur ein Wort glaubte sie gehört zu haben: „Puschi“. Der aber schlich schon aus dem Zimmer. Sein einziger Freund war ja tot. Wer würde jetzt das Brot mit ihm teilen?

Vom Kirchturm des nahen Städtchens flangen die Gloden. Der Weihnachtsengel flog über die Lande. Die Stadt widerhallte von Kinderlust und Kindergefang.

Droben in der Hütte sah die trauernde Mutter mit ihren Kindern. Ein schwaches Holzfeuer knisterte im Herd. Und hinter der Tür stand ein Sarg von dünnem Lammholz. Plötzlich hob die kleine Ida den Kopf: „Ist jetzt Weihnachten, Mutter?“

Sie nickte nur stumm.

Da grub die Kleine ihr Köpfchen in den Schoß der Mutter und schluchzte laut. Draußen heulte der Wind und stimmte mit ein in die Klage des armen Kindes.

Von der Stadt herauf aber drang der laute Jubel der Fröhlichen...





## Das Christkind.

Weihnachtsgeschichtlein von Fritz Ull.

Sa, so ist es, unseiner hat eben nichts. Sieh da die einen, dicken Mäntel, die Stiefel und die blühblanten Schlittschuhen! Das wird mir wieder ein Leben sein in den Bergen! Und sieh da die neuen, versilberten Rasierapparate! Sätze schon lange einen nötig gehabt. Und da die Würste, diese dicken roten, die vor Gutfleisch fast plätschen wollen. Wahrhaftig, man hat sie noch mit Schnüren binden müssen, sonst wären sie vor Fett zerprungen. Ja ja, kauft nur, ihr Herrchen und Dämchen; ihr habt Geld, ihr könnt's machen, aber unseiner ist ein armer Teufel, um den sich niemand kümmert, dem niemand etwas schenkt.

Peter Stoll, Tapezier- und Sattlergehilfe, fünfzigjähriger Junggeheule, schlenderte von der Werkstatt heim den Schaufenstern entlang und wälzte die brummigen Gedanken, zwei Tage vor Weihnachten. Jegliche Freude und jeglicher Glaube waren in ihm erstorben. Mit häßlichem Gesicht zwängte er sich durch die Kinder, die vor einem Spielwarengeschäft dicht aneinander standen, weil dort im Fenster eine kleine elektrische Eisenbahn lief zwischen Puppen und Tieren, unter Brücken und an niedlichen Bahnhöfen vorüber. Ihr habt Eltern, ihr, ich aber...

Er querte den Platz und schritt dem Zwiebelgässchen zu. „Marroni eigi, marroni ganz eigi.“  
Valentini, der Kastanienbrater aus dem Meniotal, verschwand in der Dampf Wolke, die eben seiner Pfanne entstieg und freundlich klang die Stimme aus dem Verborgenen.  
„Marroni eigi...“

Aus Trost, nur um auch etwas zu haben, befahl Peter: „Für dreißig Rappen, aber subito!“  
Daß er das Wortlein subito gefannt, mithin auch etwas Italienisch verstand, das warf einen hurtigen Lichtblick in Peters verärgertes Gemüt. „Ecco Signore,“ sprach Valentini höflich, indem er die Kastanien reichte, und das war ein zweiter Lichtblick. Peter bezahlte und schritt durch das kleine Christbaumwäldchen neben dem Turm in die Zwiebelgasse. Bei Jungfer Märks Spezereihandlung trat er in den Ausgang, darin es nach geröstetem Kaffee, Petrol, Kälte und Feuchtigkeit roch. Peter stieg sechs Treppen hoch in seine ungeheizte Kammer hinauf, machte Feuer im kleinen Kamin und zerbrach, auf die zuckenden Flammen starrend, die Schalen der Kastanien. Dann hielt er noch das leere Papiersäcklein in den Händen, und dieses bestand aus einem beschriebenen Heftblatt. Vor undenklichen Zeiten schier hatte er einmal solch spinnebeinige Buchstaben getrizelt. Was steht da?

... den 20. Dezember 19...

### Meines Christkindlein,

Schon lange wollte ich dir schreiben, nicht wegen mir, aber wegen der Mutter und wegen des Vaters. Die Mutter ist viel krank, und der Vater ist arbeitslos, aber er kann nichts dafür. Der Vater hat keinen Tabak für die Pfeife. Der Doktor hat leihweise gesagt, der Mutter täte eine Flasche Wein gut. Aber nun haben wir kein Geld für dieses. Ich brauche nichts, mir geht es schon gut.

Herzliche Grüße sendet dir

Anneli Fink, Klaragasse 9, 4. Stod.

Ja, ja diese Kinder. Hm! Wer noch so glauben könnte. Schade, der Brief hatte die richtige Adresse verfehlt. Er, Peter, war leider kein Christkindlein, er, in seinen abgetragenen Kleidern, mit seinem Stoppelfinn, mit seinen groben Händen! Das sieht dann schon anders aus, hat ein feines, weißes

Kleidchen, lange blonde Haare über die Schultern, ein liebliches Lächeln auf den Lippen. Ob das überhaupt der Wahrheit entsprach, was da im Brieflein stand. Klaragasse? Die war im untern Stadtviertel. Wie hatte der Brief zum Marroni-brater gelangen können? Das Seltsame des Zufalls reizte Peter. Am Ende war er doch zur Rolle des Weihnachtskindleins bestimmt. Er schlurft zu Valentini.

„Das at eine gleine Mädchen gebracht, mit dem da“, sagte Valentini und zeigte auf einige Schulhefte, daraus er seine Papierdüten verfertigte. Also! Gewiß hatte das Mädchen die Hefte verkauft, um etwas Geld zu gewinnen, und aus Versehen war das Brieflein zwischen die Blätter geraten.

Peter Stoll stieg in die Klaragasse hinab und trat in den Hausflur Nummer neun. Da stand am letzten Briefkasten: Gottfried Fink, Handlanger! Siehe, es stimmte. Peter fühlte sich ganz in der Rolle eines Detektivs. Er klopfte im ersten Stock und erkundigte sich „nach denen da oben, im vierten“. Richtig, Mutter krank, Vater arbeitslos! Nun war der Tatbestand festgestellt. Muß man immer warten, bis man Millionär ist, bevor man sich entschließt, jemand zu helfen? Wenn man denn schließlich keine Freude haben soll, gut, dann kann man ja andern eine Freude bereiten.

Peter trat bei Jungfer Märk in den Laden. Er hatte gerne zwei Flaschen bessern Roten, dann etwa zwei Kränze Feigen, ein Pfund Tabak und jetzt: was etwa noch, für ein kleineres Mädchen? Vielleicht ein Duzend Taschentüchlein mit gesticktem Namen, einen Lebkuchen? Ja, Jungfer Märk wußte recht gut zu raten, und dazu verpackte sie alles fein säuberlich in eine Schachtel. Hm, sie war eigentlich gar nicht so leid, diese Jungfer. Und dann kaufte Peter noch ein Lämmchen, Kerzen mit Hältern, Schneeflocken, Engelshaar und in seiner Kammer hielt er Hauptprobe. Wie er in die Lichtlein starrte, begann er sich zu freuen wie ein Kind. Ein Kind war er, ein Christkind, freilich, ein sonderbares, ein unläuberes, vernorzes, nach schlechten Stumpfen riechendes. Fast schlief er nicht, mochte den heiligen Abend erwarten.

Endlich war er da. Als die Dämmerung violette Schleier in den Gassen wob, nahm Peter Stoll, nun frisch rasiert, einen blanten Kragen um den Hals, das Lämmchen und das Paket unter den grünen Mantel und ging in die Klaragasse hinab. Er horchte hinter der Türe des Kellers auf jedes Geräusch, stieg dann, als es ruhig war, in den vierten Stock hinauf, stellte das Paket vor Finkens Tür, das Lämmchen darauf und entzündete die Kerzen. Und dieses getan stolzte er wie ein Dieb das Haus hinab, drückte unten aufs Läutwerf und ergiff längs der Hausmauer die Flucht. Es lachte und gluckte und tollerte in ihm vor Wärme und Vergnügen. Hundert Schritte weiter hielt er quer über die Gasse und schlenderte wie von ungefähr zurück. So hatte man es als Bub gemacht, wenn man jemand genarrt. Im vierten Stock war ein erhelltes Fenster weit offen, ein Mann reckte den Hals, und unten an der Haustür stand ein Mädchen, das trat jetzt auf die Gasse und fragte den herandummelnden Peter:

„Habt Ihr niemand gesehen?“

„Was gesehen?“ brummte er.

„He, es hat uns jemand ein Paket und ein Lämmchen gebracht.“

„Hast etwa dem Christkind geschrieben gehabt?“

„Ja, aber...“

## Dezember.

Wie lieb das Auge, jenen Glanz der Dächer am blaß bewölkten Himmel anzuschauen, die letzten Blüten im vergilbten Grase, der Stämme hundertmal gestuftes Braun!

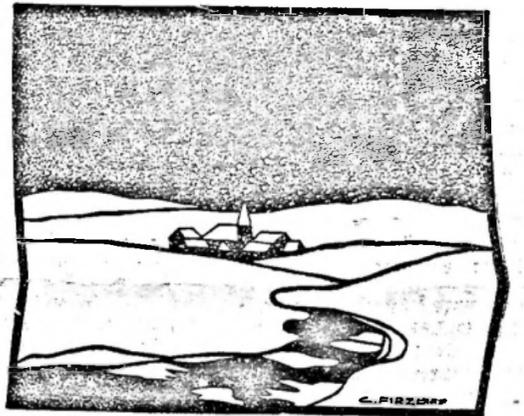
Wie tut's ihm wohl, an zart besannter Mauer dem Spiel der letzten Ranken zuzusehn und durch geheimen Hauch erfüllt vom Aste ein huschendes Geflod von Blättern wehn!

Zu sehn, wie Wald und Wolken langsam fließen in eine Rote, traumhaft, nie gefannt, die leise widerscheint dort hoch am Felsen und lichte Schatten auf die Wiesen bant!

Es klingt wie über Schnee der Hall von Gloden, und doch die Luft so still, so wundermild, wie wenn durch Dämmerung der Duft von Tannenzweigen um ein erleuchtet Weihnachtsbild.

Es ist, als sei die Welt zur Ruh gegangen und lausche nun in andachtschwerer Stut den ersten wohnelosen Atemzügen, die leis ein neues, süßes Leben tut.

W. G. G.



## Goethes Weihnachtsgeschenk.

Das Weihnachtsfest des Jahres 1829 brachte Goethes Enteln ein Geschenk, das damals in seiner Art wohl in der ganzen Welt einzig dastand. Einige seiner englischen Freunde hatten Goethe ein kleines Modell einer Eisenbahn gesandt, wahrscheinlich der von Stephenson im Oktober 1825 zum ersten Male vorgeführten „Rafete“, und dieses Modell, das natürlich nicht im Handel erhältlich war, wurde von den beiden Anaben Walter und Wolfgang zu Weihnachten beschert. Die kleine Eisenbahn im Goethehaus war also die erste Eisenbahn, mit der Kinder spielten, denn obgleich die Spielzeugindustrie schon damals bemüht war, immer wieder Neues auf den Markt zu bringen, gab es doch noch keine Eisenbahnen. Es dauerte auch noch ziemlich lange, bis Spielzeugbahnen hergestellt wurden. In Nürnberg, dem alten Mittelpunkt der Feinmechanik, tauchten Eisenbahnen und Bahnhöfe aus Zinn erst im Jahre 1855, also viel später auf; die Eisenbahn als mechanisches Spielzeug stammt sogar erst aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

